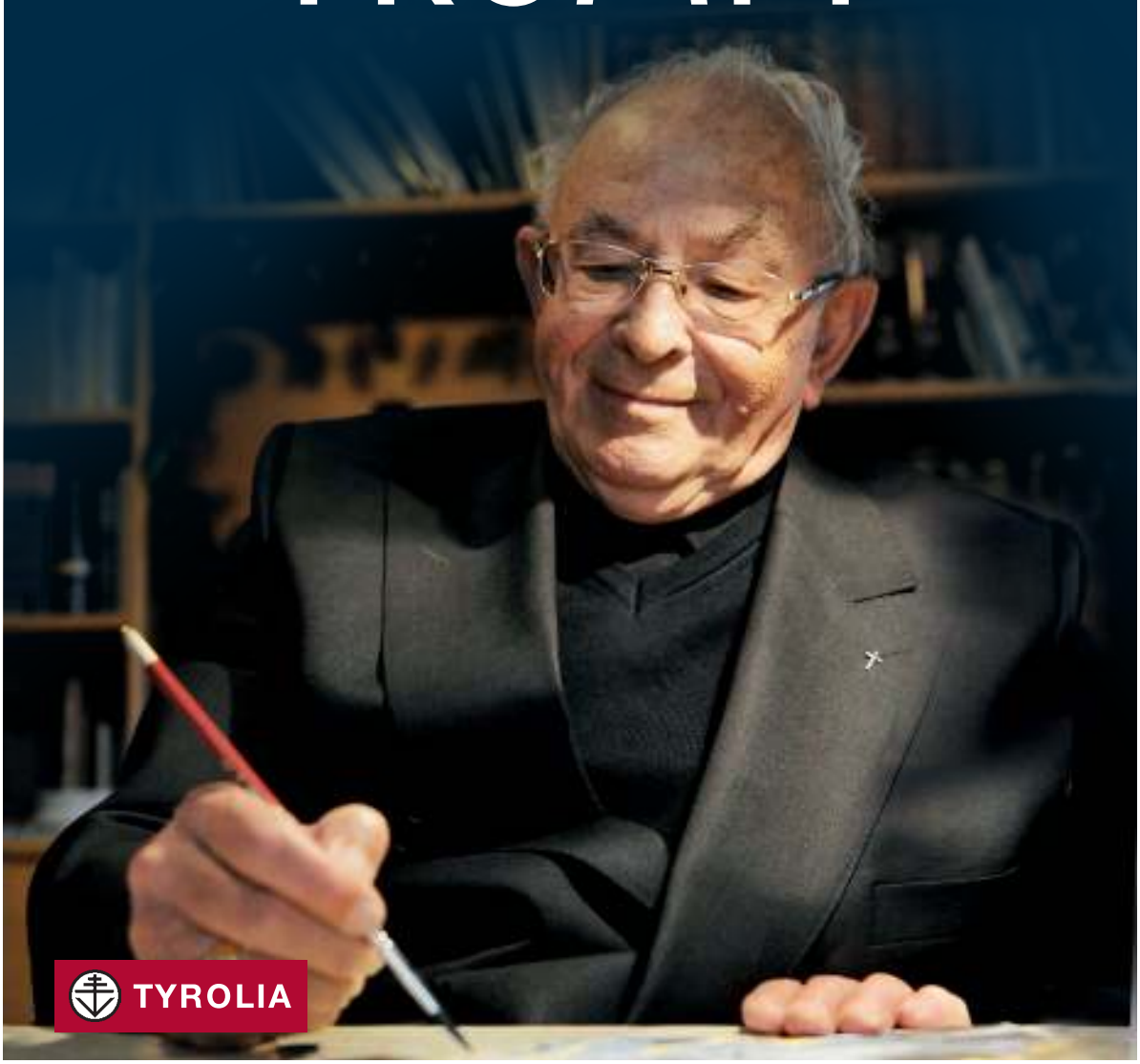
REINHOLD STECHER

HERZ IST TRUMPF



TYROLIA

REINHOLD STECHER
HERZ IST TRUMPF

Und andere heiter-besinnliche Texte

Herausgegeben von Paul Ladurner

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

INHALT

Vorwort – *Paul Ladurner* 7
Grußwort – *Christoph Kardinal Schönborn* 9
Herz ist Trumpf. Kartenspiel am Silvesterabend 11

Heiteres und Besinnliches

Kater und Polizeihund 18
Der Dreißigjährige Krieg und das Omelett 22
Der Kopfpolster 29
Wienaktion 33
Das Trauma 37
Die Geiß 41
Begegnung im Hofgarten 45
Dorfspaß und Geburtstagsständchen 50
Die längste und die kürzeste Predigt 54
Die bergende Botschaft 58
Bahnt dem Herrn die Straßen 70
Keine Krippe für die Katz 76
Ein Singen geht über die Erde 80

Erinnerungen und Begegnungen

Kindertheater 86
Kleines Wort mit Langzeitwirkung 90
Eine Spukgeschichte 95
Die Goldene Stadt 101
Das Lateinbuch 106
Gipfelstunde 112

Ein Bergblumenstrauß der Dankbarkeit. *150 Jahre Österreichischer Alpenverein* 116
Kinderweisheit und Osterglaube 124
Der Tausender 128

Worte und Werte

Botschaft der Berge 132
Das große „Ja“ 140
Von Werten und Worten 143
Interview mit dem Humor 153
Interview mit der Herzlichkeit 161
Die drei Brunnengeschichten 168
Die Kirchen 173
Die Tiroler Gemeinden 176
Die Lawine 185
Der Newa 192
Barock oder Bangladesch 197
Jesus und die Frisöre 203
Der Allwetterchrist 207
Geleise ins Miteinander 212
Trost aus der Tiefe 217

Statt eines Nachworts

Lyrik auf der Seceda 224
Der Horizont blieb hell 227

Zur Person 231
Bücher von Reinhold Stecher 235

VORWORT

Ein Fenster geht auf und gibt den Blick frei auf ein Feld voller Erinnerungen. So fühlt sich's bei mir an, wenn ich manchmal mit dem Auto in Innsbruck und Umgebung unterwegs bin. Da ist die Adamgasse, wo Reinhold Stecher mit seiner erblindeten Mutter lange gelebt hat, die Herrengasse hinter dem Bischofshaus und die Lärchenstraße in Hochrum, dem Ort seiner Pensionszeit; das sind Plätze, wo Reinhold von mir oder unserer ganzen Familie zu Wanderungen, Bergtouren oder für den Urlaub abgeholt wurde.

In der Früh immer dasselbe Ritual: Reinhold setzt sich ins Auto und stimmt ein Morgenlied an – besonders oft und gern jenes des evangelischen Dichtertheologen Paul Gerhard:

„Die güld'ne Sonne voll Freud und Wonne
bringt unsern Grenzen mit ihrem Glänzen
ein herzerquickendes, himmlisches Licht."

Heute, acht Jahre nach Reinholds Tod, meine ich, dass er unbewusst mit diesem Lied sein Lebensmotto gesungen hat: Reinhold Stecher war ein lichter Mensch – verliebt in das Licht; er hat das Licht gesucht, in sich eingesogen, auch die kleinsten Schimmer inmitten von Dunkelheit, um wieder Licht zu verbreiten – in Worten, Bildern und unzähligen Briefen und Gesprächen. „Freud und Wonne" hat er vielen Menschen geschenkt, etwa indem er seinen Studierenden unvergessliche Bergerlebnisse ermöglicht hat.

Freud und Wonne und „Herzerquickendes" (ein unaustauschbares Wort aus dem 17. Jahrhundert) hat er in kleinen und großen Funken sprühend verteilt – ein richtiger Zündler, der voller Humor mit Histörchen und vielfach hintergründigen Witzen im Hörsaal, in der Kirche oder an der Busstation Leute zum Lachen brachte. Diesen Charme des

Frohsinns verdankte er wohl zu einem guten Teil dem originellen Großvater, der nach dem frühen Tod des hoch gelehrten Vaters für die drei Stecher-Buben ganz besonders wichtig war. Nicht nur das Brot für den Magen kam von dem alten Bäcker, sondern für Geist und Gemüt auch das nahrhafte Brot der Späße, gewürzt mit ein wenig Ironie und gesunder Respektlosigkeit.

Dennoch: Bei aller scheinbaren Leichtigkeit gab es bei Reinhold Stecher eine – zum Teil auch im Leid und in unablässigem Studieren und Beten erworbene – enorme spirituelle Tiefe. Ich danke dem Obmann des Bischof-Stecher-Gedächtnisvereins, Peter Jungmann, und dem Leiter des Tyrolia-Verlags, Gottfried Kompatscher, dass sie eine dementsprechend differenzierte Auswahl aus Reinholds Schriften getroffen haben.

In dem frohen Morgenlied von Paul Gerhard werden auch Tiefpunkte des Lebens benannt:

„Mein Haupt und Glieder, die lagen darnieder;
nun aber steh ich, bin munter und fröhlich,
schaue den Himmel mit meinem Gesicht!“

Auch und gerade diese Zeilen sind für Reinhold Stecher typisch: Trotz allem Schweren, das er in Gestapo-Haft, Krieg, lebensbedrohender Krankheit und innerkirchlichen Krisen erleben musste, ist er immer ein Zeuge der Auferstehung, ein optimistischer Träger der Zuversicht geblieben, einer, der den Himmel geschaut und als sportlicher ebenso wie als spiritueller Bergsteiger Himmel und Erde auf beglückende Weise verbunden hat. In diesem Sinne wünsche ich uns allen, die wir dieses Buch in die Hand nehmen, dass es uns immer wieder gelingt, füreinander ein wenig Freude und damit ein Stück Himmel in unserem Erdenalltag spürbar zu machen!

Paul Ladurner

GRUSSWORT

Am 22. Dezember 2021 wäre Bischof Reinhold Stecher 100 Jahre alt geworden. Als Bischof der Diözese Innsbruck, als Seelsorger, Religionspädagoge, aber auch als erfolgreicher Buchautor und begnadeter Aquarellist (und Karikaturist!) war er eine der prägendsten Gestalten für die Kirche in Tirol und weit darüber hinaus. Durch sein vielfältiges Wirken, vor allem aber durch sein persönliches Lebenszeugnis stand er für eine prophetische, den Menschen zugewandte Kirche. Seine großherzige Solidarität mit Notleidenden und Benachteiligten, seine grenzenlose Sorge um Menschen in Not und sein mutiges Auftreten für Gerechtigkeit waren in vielerlei Hinsicht beispielhaft.

Ich habe Bischof Reinhold Stecher als Menschen schätzen gelernt, der durch seine Person, seine Texte und seine Bilder vielen Menschen die Freude am Glauben und einen Zugang zum Evangelium eröffnet hat. Mit seiner Geradlinigkeit, auch seiner kritischen Stimme und seinem tiefsinnigen Humor ist er mir in lebendiger Erinnerung. In den schwierigen Jahren der Spannungen innerhalb der katholischen Kirche unseres Landes gab er vielen Halt und Orientierung. Er war dabei freilich nicht immer pflegeleicht. Konflikten wich er nicht aus, sondern brachte sie direkt zum Ausdruck und zur Sprache.

Fest im Glauben zu stehen und ein weites Herz zu haben – darin kann Bischof Reinhold Stecher auch uns heute ein Vorbild sein. Herzlich danke ich dem Bischof Stecher Gedächtnisverein, der die Erinnerung an diesen besonderen Menschen, Priester und Bischof lebendig hält und seine sozialen Projekte und Ideen nachhaltig unterstützt.

Mit herzlichen Segenswünschen

+Christoph Kard. Schönborn

HERZ IST TRUMPF
KARTENSPIEL AM SILVERSTERABEND

Heute habe ich einen etwas ungewöhnlichen Anknüpfungspunkt für eine Besinnung am letzten Abend des Jahres. Vor ein paar Tagen bin ich mit einem Bekannten ins Gespräch gekommen und die Rede kam auch auf den Silvesterabend, und er hat zu mir gesagt: „Weißt du, zu Silvester setzen wir uns zusammen und machen einen gemütlichen ‚Karter'…" Diese an sich belanglose Bemerkung hat mich nicht mehr losgelassen, der Gedanke mit dem Kartenspiel am Silvesterabend hat mich weiter verfolgt. Wie wird es gemischt sein, das Kartenspiel der Zeit, das Kartenspiel meines Lebens, das Kartenspiel der Geschicke? Was werde ich in die Hand bekommen, was wird ausgespielt und was soll Trumpf sein – die Karte, die alle anderen sticht?

Bleiben wir für eine Viertelstunde bei diesem Kartenspiel der Zeit und der Geschicke und achten wir darauf, was als Trumpf ausgerufen werden soll.

Eichel ist Trumpf!

Eichel war in Tirol seit eh und je die Symbolfarbe für das Negative, das Leid, das Unglück, den Misserfolg und die Enttäuschung. Nun werden wir alle im Kartenspiel des neuen Jahres auch Eichel vorfinden, der eine mehr, der andere weniger. Wir können die Eicheln nicht unter den Tisch verschwinden lassen. Sie sind im Spiel des Lebens. Aber Trumpf dürfen sie nicht sein. Weder das Böse noch das Leid ist die Karte, die sticht. Nicht einmal der Tod macht den letzten Stich. Sagt doch der heilige Paulus: „Tod, wo ist dein Stachel …?" Es gibt zwar viele Stimmen in unserer Zeit, die laut und leise sagen „Eichel ist Trumpf, diese Welt ist schlecht, die Gesellschaft ist schlecht, der Staat ist schlecht, alles ist schlecht wie die faule Birne auf der österreichischen Brief-

marke.“ Aber lassen wir uns nicht von der Propaganda des Negativen und dem Geschäft mit der Angst überwältigen. Christus hat anders gesagt: „Habt Mut, ich habe die Welt überwunden …“ Eichel ist nicht Trumpf.

Schell ist Trumpf!

Das sagen manche und meinen den Trumpf, der alles sticht und dem alles andere untergeordnet werden muss: das Geld, die Wirtschaft, die Prosperität, das Ökonomische – Nun, geben wir es offen zu, wir haben alle ganz gern ein paar Schellen in den Karten und wir wollen Gott danken, wenn sie einigermaßen reichen. Das gilt vom Budget eines Haushalts bis zum Kirchenbudget. Manchmal sind die Schellen zu ungleich verteilt. Es gibt viele, die nur einen mageren Schell-Siebener in ihrem Spiel haben, und bei einigen fehlt er ganz. Ich weiß, dass man schnell mit der Antwort bei der Hand ist: Die sind selber schuld. So einfach ist das nicht. Ich weiß, dass man nicht wahllos Schellen streuen kann und dass mit Geld vieles gar nicht leicht gelöst werden kann. Aber ich muss offen sagen, ich fühle mich in meiner schönen, warmen Wohnung am Domplatz einfach nicht ganz wohl, wenn ich daran denke, dass es in diesen kalten Winternächten in unserer Stadt Obdachlose gibt. Weil ich selbst viele hundert bitterkalte Winternächte im Freien verbracht habe, weiß ich, was das heißt. Irgendeine Notlösung für diese Jahreszeit müsste uns auch für die Sandler einfallen.

Obwohl die Farbe Schell wichtig ist, Trumpf ist sie nicht. Sie ist nie die Karte, die alle anderen sticht. Geld ist nie der Weisheit letzter Schluss. Das sagt auch der Herr: „Was nützt es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sich selbst verliert und Schaden nimmt?“ (Lk 9,25)

Laub ist Trumpf!

Viele meinen heute, das Grün der Bäume und Gräser, die Schönheit der Schöpfung, die Reinheit der Luft, die Klarheit des Wassers, die bedrohte Umwelt seien die wichtigsten, drängenden Probleme der Zeit. Wir zerstören Gottes Garten. Man kanns verstehen. Man muss nur, wie ich es getan habe, die Leute besuchen, die es zufällig getroffen hat, unter einer Autobahnbrücke zu wohnen. Man muss nur die Liste der aussterbenden Tierarten studieren. Man muss nur die Brühe anschauen, die sich an den alten deutschen Domen vorbeiwälzt und die man einmal als wunderschönen Rhein besungen hat. Auch der Heilige Vater hat in seiner Weihnachtsansprache von der bedrohten Umwelt gesprochen. Sicher müssen wir schauen, dass mehr Laub ins Kartenspiel der zivilisierten Welt kommt. Aber ist Laub der Trumpf, der alles sticht? Die Umwelt ist ein wichtiger Teilbereich des Lebens, aber ihre Bedrohung liegt tiefer, liegt in uns. Der große Biologe und Anthropologe Joachim Illies hat einmal geschrieben: „Die sterbenden Wälder und die stinkenden Flüsse zeigen nur an, was in uns stinkt und stirbt." Schon das erste Paradies hat ja die Fehlhaltung des Menschen zerstört. Darum – sicher muss Grün einige Farbstiche machen. Aber es ist nicht der Trumpf, der alles sticht. Christus hat gesagt: „Euch aber muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben" (Mt 6,33). Wenn wir Trumpf ansagen, müssen wir ins ganz Wesentliche gehen und da bleibt nur mehr eine Farbe.

Herz ist Trumpf!

Damit kommen wir der Sache näher. Wer das Herz am rechten Fleck hat, wird mit den Eicheln zurechtkommen; wer ein Herz für andere hat, wird die Schellen gut verwalten; wer ein Herz für die Schöpfung hat, wird für sie eintreten. Unsere Welt und Zeit ruft nach Herz. Man möchte Mütter und Väter mit Herz, Partner mit Herz, Lehrer mit Herz,

Krankenschwestern mit Herz, Beamte mit Herz, Politiker mit Herz, Priester mit Herz. Wenn man es genau nimmt, ist vernünftige, verlässliche, hingebende menschliche Liebe die größte Sehnsucht der Zeit. Herz ist gefragt, auch im religiösen Bereich. Man muss nur schauen, wie sehr heute im kirchlichen Leben jene Dinge ansprechen, die ans Gemüt gehen. Wenn ich am Silvesterabend zu rufen wage: Herz ist Trumpf! – dann hat das noch einen tieferen Grund. Hinter dem Kartenspiel des Lebens, hinter Eichel, Schell und Laub, hinter den Siebenern und den Assen, die uns die Geschicke mischen, hinter dem Leben, der Heimat, der Welt taucht ein Herz auf, das Herz des Herrn, das die Mitte der Welt ist. Und von diesem gottmenschlichen Herzen heißt es: „Der Ratschluss des Herrn bleibt ewig bestehen, die Pläne seines Herzens überdauern die Zeiten. Er will uns dem Tod entreißen und in der Hungersnot unser Leben erhalten" (Ps 33,11.19).

Und darum ist Herz Trumpf, heute und morgen und immer.

Dieses Kartenspiel am Silvesterabend, das wir jetzt gespielt haben und immer wieder spielen werden, ist nicht nur eine kleine harmlose Unterhaltung, eine Tändelei, eine Zerstreuung. Es ist ein Spiel im Sinne jenes alten Liedes, von dem die letzte Strophe heißt:

„Drum Schwestern, Brüder, schließt den Kreis,
das Leben ist ein Spiel.
Und wer es recht zu spielen weiß,
gelangt ans große Ziel!"

Predigt im Dom zu St. Jakob am 31. Dezember 1993; veröffentlicht 2015 in „Der heilige Geist und das Auto".

Heiteres und Besinnliches

KATER UND POLIZEIHUND

Kinder brauchen keineswegs Berge von Spielsachen, damit sie glücklich sein können. Und vor allem brauchen sie nicht Unmengen von teurer Technik. Neulich hat doch eine japanische Firma einen vollautomatisierten Hund auf den Markt gebracht. Er wurde sogar im Fernsehen vorgeführt. Ich möchte allen Kindern lieber Kontakt mit lebendigen Tieren wünschen. Manchmal kommt mir der Gedanke, als sei für ein Kind der vertraute Umgang mit einem Lamm, einer Ziege, einem Pferd, einem Hamster oder einem Hund eine Intensivbegegnung mit der lebendigen Natur und der Schöpfung, die später kaum nachzuholen ist. Es kann zu einem gegenseitigen Verstehen, einem stillen Einvernehmen zwischen Mensch und Tier kommen, das man später in dieser gemütsmäßigen Intensität gar nicht mehr schafft.

Wir hatten einen Kater und einen Hund. Wir hatten im Garten Hennen. Aber denen gegenüber kam nie ein partnerschaftliches Verhältnis zustande. Mit Hennen kann man nicht spielen. Unsere Großmutter, die Hennen von ihrer bäuerlichen Welt her liebte, ermahnte uns zwar immer wieder, dass auch die Hennen Gott geschaffen habe und dass wir ja ihre Eier schließlich und endlich auch mögen, aber weder theologische noch kulinarische Überlegungen haben uns die Hennen nähergebracht. Sie waren einfach zu dumm.

Aber wir hatten einen Kater. Er war uns einst halbverhungert zugelaufen und fraß sich bei uns rund und fett. Er ließ sich von uns herumtragen, streicheln und kraulen – nie hat er bei unserem manchmal stürmischen Umgang Ungeduld oder die Krallen gezeigt. Er war wirklich pflegeleicht, aber furchtbar faul. Als wir eines Tages beschlossen, Zirkus zu spielen, wollten wir mit ihm eine Schwarzer-Panther-Nummer abziehen. Von seinem Aussehen her hätte alles gestimmt. Er hatte ein schwarzseidenes Fell, grüne Augen und einen buschigen Schwanz. Aber alles Gehabe einer Raubkatze hatte unser Kater im langen Umgang

mit der Zivilisation eingebüßt. Er war trotz vieler Versuche nicht zu bewegen, durch einen vorgehaltenen Reifen auch nur durchzusteigen, geschweige denn zu springen. Er legte sich einfach vor den Reifen, rollte sich zusammen und schnurrte. Aus der Panthernummer wurde nichts. Wir mussten für ihn eine andere Rolle ausdenken, in der er seine ganze indolente Faulheit ausleben konnte. Und tatsächlich enttäuschte er uns nicht. Wir legten ihn auf einen Polster, was ihm sofort gefiel. Dann hängten wir ihm einen roten Königsmantel um. Auch das nahm er gelassen hin. Nach einigen Versuchen ließ er es sogar geschehen, dass wir ihm eine aus Goldpapier gebastelte Kaiserkrone aufsetzten und unter seinem dicken Kopf mit einer Masche festbanden. Dann knüpften wir an einen Polsterzipfel einen Spagat und zogen ihn als Märchenkönig durch die Zimmer. Er machte lange mit, bis er sich erhob und mit der roten Schleppe dem Fressnapf zustrebte. Ich glaube nicht, dass sich ein Kater dies von Erwachsenen gefallen ließe. Aber uns nahm er nichts übel. Wenn wir von der Schule kamen, rannte uns der Hund immer zu stürmischer Begrüßung entgegen, legte uns die Tatzen auf die Schultern und begann uns abzuschlecken. Auch der Kater folgte nach. Selbstverständlich in gemessener Art, aber mit freudig hochgestelltem Schwanz, also offenkundig in der höchsten Form freudiger Erregung, zu der dieser stinkfaule Kerl fähig war. Wir hatten ihn doch sehr lieb. Mit dem Hund war er eng befreundet. Die beiden pflegten ihren Mittagsschlaf gemeinsam zu halten.

Der Hund war ein Wunderhund.

Er war ausgebildeter Polizeihund und hatte für seine Dressurleistungen und seine Schönheit zwei Goldmedaillen bekommen. Ein Onkel hatte ihn erzogen – und brachte es dann nicht übers Herz, diesen Hund irgendeinem Fremden zu verkaufen. Und so kamen wir in den Besitz dieses teuren Tiers, das wir uns nie leisten hätten können. Der Hund Othello wurde ein wesentlicher Bestandteil unserer glücklichen Kindertage. Wenn einer von uns weinte, kam er sogar trösten. Er nahm an unserer Trauer so intensiven Anteil, dass er anfing mitzuseufzen und zu jammern. Obwohl er den Verbrecherfang aus dem Effeff beherrschte, hat er nie irgendeinem Menschen etwas zuleide getan. Wenn man mit ihm ausging, brauchte man keine Leine. Man sagte zu ihm „Fuß!" – und dann ging er einen halben Meter hinter dem linken Fuß. Er war so intelligent, dass er der Großmutter zusah, wie sie die Eier aus den Hennennestern aushob. Eines Tages ging er selbst zu den Nestern, holte ein Ei heraus, trug es vorsichtig im Maul hinauf in die Küche, legte es der Großmutter hin und holte das nächste. Woher hat der Hund gewusst, dass Eier zerbrechlich sind? Er war eben ein Wunderhund.

Nur als wir eines Tages unsere Tante in der Stadtwohnung besuchten, fiel er etwas aus der Rolle. Die Tante hatte eine große Kristallschale mit wunderbaren selbstgemachten Lebkuchen vorbereitet – und die hat er in einem unbewachten Augenblick alle aufgefressen. Die Tante hat dann ein paar unschöne Bemerkungen über den großartigen Polizeihund gemacht, der sich bei ihr da gleich als schäbiger Dieb einführte. Aber das war ungerecht. Bei uns zu Hause hatte Othello eine Menge zu bewachen: uns Kinder, das Haus, den Garten, die Obstbäume und die Hennen, aber hier in der Stadtwohnung der Tante fiel das alles weg. Er war daher als Polizeihund eindeutig außer Dienst. Die vertilgten Nürnberger Leckerli konnte man ihm unmöglich beruflich ankreiden.

Aber es schlug auch seine Stunde als Polizeihund.

Ich war etwa zehn Jahre alt und ging mit Othello zum Dorfplatz. Er war wie immer an meiner Seite, brav und diszipliniert, wie er es gelernt hatte – ein Hund, der keinen Ärger macht. Auf dem Dorfplatz gab es wie

immer ein paar Hunde, zwei mit einem offenkundig etwas komplizierten Stammbaum und den großen Bernhardiner des Wirts. Als ich beim Stadel des Wirtes vorbeiging, war eine Katze am Straßenrand, die herüberpfauchte und Othello zu einem kleinen Zucker veranlasste, aber nur einen Augenblick – er blieb bei mir mit einem leisen Knurren.

Der Wirt hatte einen Knecht, der eben unter dem Tor stand und den Stadel auskehrte. Wir wussten, dass er ein etwas grantiger Herr war. Er warf den Besen auf meinen Hund. Othello wich aus. Und dann wurde es gefährlich. Der Knecht hetzte den großen Bernhardiner auf Othello – und die zwei anderen Kläffer dazu. Othello war kein Raufer. Er blieb noch immer an meiner Seite. Es war uns strengstens verboten, unseren Hund zu hetzen. Dafür gab es ein kleines Wort, das wir nie aussprachen. Aber nun habe ich mir gedacht, wenn du hetzen kannst, kann ich das auch – und habe auf den Bernhardiner gezeigt und das verbotene Wort ausgesprochen: „Othello, fass!"

Und dann ging alles wie der Blitz. Othello schoss auf den großen Hund zu und rammte ihm die Schnauze in die Seite, dass er beim Stadeltor hineinflog, und links und rechts jaulten die Köter auf – und alles war vorbei. Die Hunde waren verschwunden, die Katze saß auf einem Obstbaum und der Knecht war auch nicht mehr zu sehen. Ich rief Othello zu mir zurück. Er folgte sofort. Und dann schritt ich die Gasse hinauf – im Vollgefühl des Sieges. Jetzt wussten sie alle, was ein Polizeihund ist. 50 Meter weiter droben konnte ich es mir nicht verkneifen, auf den Kampfplatz zurückzuschauen, wie weiland Napoleon.

Veröffentlicht 2014 in „Alles hat seine Zeit".

DER DREISSIGJÄHRIGE KRIEG UND DAS OMELETT

Als älterer Mensch erzählt man gerne tolle Geschichten aus der Schulzeit – mit einem gewissen Veteranenstolz – was man alles aufgeführt hat, mit einem leichten Hang zur Übersteigerung und Verklärung. Ich muss gleich gestehen, dass ich persönlich eigentlich mit nichts Besonderem aufwarten kann. Ich war in der Schule ziemlich brav, einschließlich guter Noten. Aber das hatte weniger mit hoch entwickelten Tugenden zu tun als mit unserer Situation, das heißt der Situation meiner Mutter. Sie war mit 37 Jahren Witwe geworden und bezog für sich und uns drei Kinder eine sehr kleine Pension. Da ich schon der Zweite war, der aufs Gymnasium ging, hieß es sparen. Ich musste unbedingt ein Stipendium zu ergattern versuchen. Es gelang auch. Es betrug ganze 50 Schilling pro Jahr. Für dieses Stipendium, das im Herbst bei den Anschaffungen viel bedeutete, musste man in der Betragensnote eine Eins und ein Vorzugszeugnis haben. Dasselbe galt unter denselben Voraussetzungen für die Schulgeldermäßigung, die pro Semester von 56 auf 5 Schilling hinunterging. Mein Wohlverhalten war also auch, um mich modern auszudrücken, durch gesellschaftliche Zwänge motiviert. Ob mir das geschadet hat, steht auf einem anderen Blatt.

Irgendwo im Hinterkopf wuchs ein verborgenes Wissen, dass lernen dürfen und leben können nicht ganz selbstverständlich sind. Ich musste in der Schule also vorsichtig sein. Ein Ventil schuf ich mir im Karikaturenzeichnen. Das relativierte die damals überstarke Autorität der Lehrer und war ungefährlich, solange sie meine ehrfurchtslosen Kunstwerke nicht erwischten. Auf Grund langjähriger scharfer Beobachtung konnte ich besonders markante Professorenköpfe detailgetreu bis zur letzten Warze und zum schwungvollen Haarschopf auswendig zeichnen. Aber das sind schließlich keine Heldentaten. Mit Betragen Eins kann man eben später nicht auftrumpfen.

Aber ich hegte immer eine geheime Bewunderung für Mitschüler, die an derartigen Hemmungen nicht litten und ihrer Kreativität freien Lauf lassen konnten. Mein Freund und zeitweiliger Banknachbar war von diesem Schlag. Er war sportlich gewandt, ziemlich faul und ein großer Flegel. Bei Prüfungen war er ein hilfloses Bündel von Verlegenheit. Ich habe ihm unzählige Male eingesagt. Sein Schuljahr war ein einziger Slalom zwischen Genügend und Nichtgenügend. Ich hatte ihm gegenüber aber keineswegs ein Gefühl der Überlegenheit. Er hatte einfach wunderbare Einfälle.

Das Innsbrucker Gymnasium, das damals noch nicht den stolzen Titel „Akademisches" führte, war eine strenge Schule mit einem gewaltigen Schuldruck. Lehrer mit ‚ungefährlichen' Gegenständen mussten es büßen.

Da gab es zum Beispiel einen Professor für Geographie und Geschichte, der nicht gerade über ein geballtes Wissen und einen hinreißenden Vortrag verfügte. Er hat uns trotzdem viel Freude bereitet. Ich muss hier eine Bemerkung machen, die vielleicht Vollblutpädagogen und gewissenhafte Schulaufsichtsorgane die Stirn runzeln lässt, aber es ist so: Selbstverständlich ist es gut, wenn man tüchtige Lehrer hat. Aber wenn man nur tüchtige Lehrer hat, ist die Schule kaum zum Aushalten. Es braucht zwischendurch weniger tüchtige, die für die nötige Erholung Raum lassen.

Professor Loisl spielte diese Rolle perfekt. Wenn wir heute nach vielen Jahrzehnten zusammenkommen, kann er noch immer abendfüllend in unseren Erinnerungen wirken. Sooft er, was häufig vorkam, auf den Wandkarten gewisse Orientierungsschwierigkeiten in Geographie hatte, überbrückte er dies damit, dass er gewandtere Schüler zum Suchen der betreffenden Städte herausrief: „Komm heraus, ich habe heute die falsche Brille mit …" Er hatte einen nasalen, leicht wienerisch-raunzenden Tonfall, und da ihm das freie Unterrichten nicht lag, pflegte er einen Schüler heraus ans Pult zu setzen, der dann aus dem Geschichtsbuch vorlesen musste. Nach jedem Absatz fügte er als persönlichen didakti-

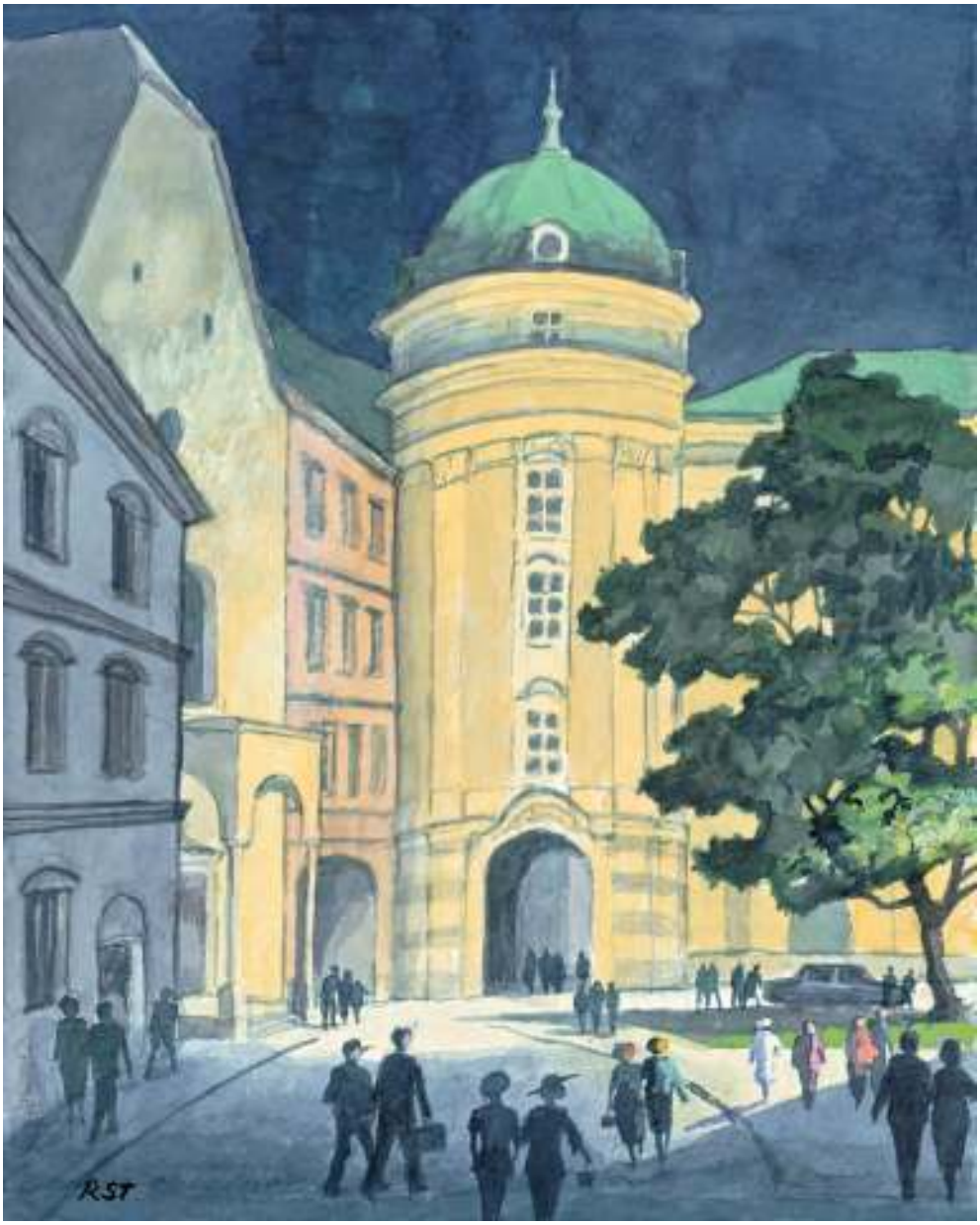
schen Beitrag hinzu: „Halt! – Merken das!“ Manchmal las er auch selbst vor – mit kurzen, aber bedeutungslosen Randbemerkungen.

Ein besonderes Vergnügen bereitete es uns, wie er in seiner angeborenen Naivität auf disziplinäre Schwierigkeiten reagierte. Als er wieder einmal zum Beginn der Stunde ins Klassenzimmer hereinkam und in der Klasse trotz Glockenzeichen ein wüstes Durcheinander herrschte, rief er mit Stentorstimme in das Chaos: „I waß nit, wann i komm, ist der Sauhaufen fertig!“ Eine seiner beeindruckendsten Drohungen bestand in der Ankündigung: „Wenn's nicht sofort ruhig wird, hau ich die Schlüssel am Boden!“

Es war verständlich, dass in seinen Stunden nicht die größte Aufmerksamkeit herrschte. Daher wurden sie dazu benützt, die Hausaufgaben aus Mathematik oder die vorzubereitenden Lateinvokabeln vom Nachbarn abzuschreiben oder ähnlich nutzbringende wissenschaftliche Tätigkeiten auszuüben. Dabei erwies es sich als störend, dass unser guter Loisl hie und da durch die Bankreihen schritt. Wir empfanden dies als eine unerträgliche Einmischung in unsere Privatsphäre. Folglich beschlossen wir, die Bänke so eng zusammenzuschieben, dass der stark beleibte Loisl einfach nicht mehr durchkam. Er schrieb dann voll Empörung wörtlich ins Klassenbuch: „In meiner Stunde werden die Bänke verrückt …“

Er hat bis ins Konferenzzimmer für Heiterkeit gesorgt. Aber er war mit einem so ausgeprägten Phlegma gesegnet, dass er bei all dem offenkundig gar nicht unglücklich war.

Ich musste diese Skizze vorausschicken, damit man die nachfolgende Geschichte über Hansis Meisterleistung mit dem Omelett begreift.
Eines Tages kam Hansi mit der Idee, während Loisls Geschichtestunde ein Omelett zu kochen. Er schloss eine Wette ab, dass er alles während der Stunde erledigen werde. Unter Garantie werde Loisl nichts merken. Denn dieser habe eine lange Leitung und außerdem sitze er sowieso drauf. Er, Hansi, werde alles besorgen. Es müsse nur das Fenster offen



Konzertabend in Innsbruck

sein – wegen der zu erwartenden schulfremden Wohlgerüche. Von mir verlangte er nur eine gewisse logistische Unterstützung.

Gesagt, getan. Die Geschichtestunde begann. Das Thema war der Dreißigjährige Krieg. Obwohl sonst der einschläfernde Vortrag sehr mäßiges Interesse weckte, war diesmal bei allen erwartungsvolle Spannung angesagt. Beim Prager Fenstersturz 1618 war unter der Bank bereits alles vorbereitet: Eier, Mehl, Milch, Butter, Salz, ein kleiner Spirituskocher und eine flache Pfanne sowie ein Glas mit Marillenmarmelade. Auf der Schulbank lagen brav und diszipliniert Atlas und Schreibheft. Sie waren aufgeschlagen und täuschten rege Mitarbeit vor. Während Wallenstein durch Mecklenburg stürmte, wurde der Teig angerührt. Ein besonders gefährlicher Augenblick entstand bei der Schlacht von Lützen 1632. Da war nämlich der Augenblick, dass man den Teig in die heiße Butter schütten konnte. Das unüberhörbare Zischen wurde aber durch einen künstlichen Schlachtenlärm in der Klasse übertönt, der ja durchaus zum Thema des Unterrichts passte. Der Professor merkte nichts. Aber das Hufgetrappel der schwedischen Reiter und der Jammer über den Tod Gustav Adolfs konnte nicht verhindern, dass statt des Pulverdampfs eine süße Duftwolke durch das Klassenzimmer zog und den dozierenden Pädagogen am Pult erreichte. Er hob die Nase und sagte schnuppernd: „Hier riechts aber gut!“ Wir hatten Mühe, den nötigen glaubwürdigen Ernst zu bewahren. Nun bewährte sich das offene Fenster. In lebhaften Zurufen wurde behauptet, die Düfte kämen immer von der Küche des Schulwartes herauf, der unter unserer Klasse wohnte. Er hieß Punggl und die völlig unschuldige Frau Punggl sei also schuld an der atmosphärischen Störung des Unterrichts. „Es riecht aber gut“, sagte unser guter Loisl noch einmal und bestätigte damit die Vorhersage bezüglich der langen Leitung. Bei Wallensteins Tod in Eger verlöschte mit dem Lebenslicht des großen Feldherrn unser Spirituskocher. Das Omelett war fertig. Bis zum Westfälischen Frieden wurde es mit Marillenmarmelade bestrichen, gerollt und unter das in den langen Kriegsjahren halb verhungerte Volk verteilt.

Das Omelett war sicher die Sternstunde meines Schulkameraden. Ich war nur mit einigen ängstlichen Hilfestellungen beteiligt. Aber es war einfach schön und aufregend.

Wenn man das Ganze in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang stellt, wäre es ja viel gescheiter gewesen, wenn Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf, der tolle Christian und all die anderen Akteure des Dreißigjährigen Krieges Omeletten gekocht hätten statt ganz Deutschland zu verwüsten. Insofern war das Unternehmen „Omelett" eigentlich eine zukunftsweisende Aktion der damals kaum existierenden Friedensbewegung, durchaus zu vergleichen mit dem „die Waffen nieder" der ersten Nobelpreisträgerin Bertha von Suttner vor dem Ersten Weltkrieg. Es hat beides nichts genützt, weder ihr Buch noch unser friedliebendes Omelett. Wenige Jahre später hat der Krieg die ganze Schulklasse über Europa zerstreut.

Durch die Banknachbarschaft mit meinem genialen Freund kam ich allerdings bei verschiedenen Gelegenheiten in den völlig unbegründeten Verdacht der Mittäterschaft – und so traf mich eines Tages der Blitzstrahl der pädagogischen Prophetie: Sie wissen nicht, was das ist? – Nun, die pädagogische Prophetie hat immer wieder das Schicksal schwieriger oder versagender Schüler in düsteren Farben Unheil verkündend vorausgesagt. So etwa nach dem massiven Nichtgenügend in der ersten Schularbeit im Herbst: „Gnädige Frau, Ihr Sohn wird das Lehrziel nie erreichen …" und in ähnlichen Formen. Unser damaliger Klassenvorstand, ein seelenguter Mann, der es mit uns nicht leicht hatte, pflegte seine Ermahnungen in eine gewisse Theatralik zu kleiden. Er blieb vor dem betreffenden Schüler stehen, schob langsam die Brille hinauf, maß den Unglücklichen mit einem trauerverhangenen erzieherischen Blick, der auch verstockte Herzen zum Schmelzen bringen sollte, und formte mit den Lippen unhörbare Worte. So stand er vor mir und sagte nach diesen eindrucksvollen Vorbereitungen: „Stecher, Stecher, du wirst noch im Zuchthaus enden …" Ich nahm die Sache nicht sehr ernst – er wohl auch nicht. Ich sah danach ein unterdrücktes Lachen unter seinem Schnauzbart.

Aber als ich einige Jahre später ins Gefängnis der Gestapo eingeliefert wurde, habe ich einen Augenblick gedacht: „Schau an, jetzt hat er Recht behalten …“ Aber ich habe im Zuchthaus nicht geendet. Natürlich, was noch kommen wird, weiß man nicht.

Veröffentlicht 2003 in „Augenblicke“.

Er war ein Meister des Wortes. Farbig wie seine Aquarelle waren die Ansprachen und Predigten von Reinhold Stecher, bildhaft und griffig seine Erinnerungen und Betrachtungen. Mit seinen Büchern hat der Innsbrucker Bischof die Herzen der Menschen in Nah und Fern erreicht, von Gläubigen ebenso wie von kritischen Zeitgenossen.
Dieser Jubiläumsband versammelt die beliebtesten Beiträge aus seinen Büchern und spannt somit den Bogen von dramatischen Erinnerungen an Krieg und Diktatur über Erlebnisse in den Bergen bis zu heiteren Begegnungen und Alltagserfahrungen, die das Licht eines liebenden Gottes erahnen lassen.

ISBN 978-3-7022-3959-6
9 783702 239596
www.tyrolia-verlag.at